

Heinz-Siegfried Strelow

Gesamtkunstwerk und Einsiedelei

Vor 100 Jahren schuf Johann Michael Bossard seine Kunststätte in der Heide

Hundert Jahre ist es her, da erwarb der gebürtige Schweizer Johann Michael Bossard ein entlegenes, drei Hektar großes Grundstück in der Nähe von Jesteburg in der Nordheide. Seine Vision: Hier sollte ein Leben in Einklang von Natur und Kultur verwirklicht werden. Gespeist von den Idealen der Jugend- und Lebensreformbewegung, begann Bossard gemeinsam mit seiner Schülerin und späteren Ehefrau Jutta, geb. Krull hier ein „Gesamtkunstwerk“ aus Architektur, Malerei, Bildhauerei, Kunsthandwerk und Gartengestaltung zu schaffen. Es sollte buchstäblich ein Lebenswerk werden, das auch noch nicht vollendet war, als Bossard 1950 starb.

Johann Michael Bossard wurde am 16. Dezember 1874 im schweizerischen Ort Zug geboren. 1890 hatte er in seiner Heimat eine Hafnerlehre in einer Keramikwerkstatt angetreten, wechselte 1894 aber nach München und 1897 nach Berlin, wo er sich dem Studium der Bildhauerei und Malerei widmete. 1900 illustrierte er die Neuauflage eines Hans-Christian-Andersen-Märchenbuches mit jugendstilartigen Zeichnungen. 1904 folgte der großartige Lithographien-Zyklus „Das Jahr“. Zur selben Zeit entstanden auch erste Monumentalplastiken. 1906 trat er eine Professorenstelle an der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg an, wo er bis zu seiner Emeritierung 1944 lehrte. In Hamburg finden sich denn auch die meisten seiner Bauplastiken, z. B. die Löwengruppe und die Balustradenfiguren am Museum für Völkerkunde. Stilistisch sind seine Werke am ehesten dem Expressionismus zuzuordnen, ähnlich den Schöpfungen Bernhard Hoetgers, der sich in der Bremer Böttcherstraße, mit dem Niedersachsenstein in Worpswede oder dem Sonnenhof in Bad Harzburg Denkmäler setzte.



Johann Michael Bossard und seine Ehefrau Jutta

Bossard wurde von Zeitzeugen als ein ruhiger, zurückgezogener Mensch geschildert. Die Idee, sich fernab des städtischen Trubels ein Rückzugsrefugium zu schaffen, hatte er schon früh. Als er im Jahr 1911 den Auftrag zu einem Familiengrab in Ohlsdorf erhielt, kam Bossard erstmals in die stille Heidelandschaft bei Jesteburg. Hier erwarb er sich kurzentschlossen ein großes, schön gelegenes Heidegrundstück, auf dem er seinen Traum zu verwirklichen begann. Lediglich vom freiwilligen Militärdienst 1916–1918 unterbrochen, schuf er hauptsächlich in Eigenarbeit das spätere „Gesamtkunstwerk“. Dabei musste er von Hamburg zunächst mit der Eisenbahn nach Jesteburg reisen, um anschließend die restlichen sechs Kilometer zu Fuß oder per Kutsche zurückzulegen.

Das 1912 begonnene Wohn- und Atelierhaus errichtete Bossard ganz im sogenannten Heimatschutz-Stil. Charakteristisch dafür sind u.a. das große Dach, das an die Form des niederdeutschen Hallenhauses erinnert, die Verwendung von rotem Ziegel und die Bevorzugung der Farben der Heimatschutz-

bewegung: rot, grün und weiß. Passend dazu schuf seine Frau Jutta Entwürfe für Möbel, Geschirr, Textilien und Haushaltsgegenstände. Alles hatte an der Idee des Gesamtkunstwerkes ausgerichtet zu sein.

Eindrucksvollster Raum des Wohnhauses ist der 1930–1935 gestaltete Edda-Saal. Er ist komplett mit Monumentalbildern ausgemalt, die altnordische Epen aus der isländischen Saga-Sammlung der Edda zeigen. Durch die Glasfenster fällt hier nur ein dämmriges Licht ein, das die in roten und goldenen Tönen gehaltenen Gemälde und die kupfergetriebene Flügeltür zu einem zweiten, ähnlich gestalteten Raum, dem sogenannten „Urgebraus“, in mystischem Glanz leuchten lässt.

Der nordeuropäischen Geschichte und dem germanischen Heidentum fühlte Bossard sich stark verbunden. „Die eddische Warnung vor dem Golde wird nie konkret genug begriffen, nicht begriffen, dass Gold heute für uns Gift ist“, so seine Überzeugung. Besonders der einäugige Gott Odin findet in zahlreichen Kunstwerken seine Abbildung – vielleicht auch deshalb, weil Bossard seit seinem elften Lebensjahr auf dem rechten Auge erblindet war, was im übrigen frühzeitig seine Neigung zum Einzelgängertum verstärkt haben soll.

Der zweifellos faszinierendste Bau der Anlage ist der „Kunsttempel“. Er wurde 1926 im Stil des Klinker-Expressionismus errichtet als Ziel „für den Heidewanderer, der hier zur Andacht kommen kann.“ Am Äußeren fallen vor allem die fast vom Boden bis zur Traufe reichenden Sprossenfenster sowie die reich mit Plastiken verzierten Wandvorsprünge auf. Betritt man den Kunsttempel durch seine schwere Bronzetür, hat man den Eindruck, sich in einem Sakralraum zu befinden. Nur schwach dringt das Licht durch die hohen, spitz zulaufenden Fenster. Vier mächtige Säulen tragen den Raum, das Werden und Vergehen des Menschen und seiner Kulturen zeigend.

Drei große Gemäldezyklen dominieren die Wände. Während die ersten beide 1926 bis 1928 geschaffen wurden und die Themenkomplexe Aufgang und Niedergang darstellen, widmet sich der dritte Zyklus, 1942/43 entstanden, dem „Goldenen Zeitalter, da Götter und Menschen in Eintracht gewandelt“. Entsprechend zeigen die Motive über dem Süd- und Nordtor den gefesselten Prometheus und den Heldentaten vollbringenden Herakles; die übrigen Bilder sind als „Rune des Geistes“, „Atem der Seele“ und „Leben auf der Erde“ bezeichnet. – Dass der „Kunsttempel“ in seinen Motiven an den Bossard geistig nahestehenden Maler der Lebensreformbewegung Hugo Höppner („Fidus“) erinnert, ist kein Zufall, denn auch „Fidus“ entwarf Pläne zum Bau eines „Tempel der Erde“, der allerdings nie zur Ausführung kam. „Kunst und Religion müssen sich einen. Ins Leben hinunter trete die Religion, sie



Blick auf den Kunsttempel und das Wohnhaus (r.) Bossards



Der Edda-Saal

durchdringe die ganze Erziehung, vergeistige jede Tat“, so Bossard.

Die Bauten der Kunststätte sind untrennbar mit der sie umfassenden Natur zu sehen. So umgab Bossard das ohnehin einsam im Wald gelegene Grundstück mit einer es begrenzenden Baumreihe. Während auf der Südseite eine Heidefläche erhalten blieb, zieht sich nördlich des Kunsttempels eine Monolithen-Allee, an deren Ende sich die Grabstätten des Künstler-Ehepaares befinden. Daneben legte Bossard einen sogenannten „Baumtempel“ an.

Bossard verstand sein Grundstück auch als Lebensort, an

dem er sich als autarker Selbstversorger mit Nahrungsmitteln verpflegen konnte. Selbst hier ist der Geist der Lebensreformbewegung deutlich spürbar. So existierte eine Obstweisse und ein Gemüsegarten, wo eine Fülle von Nutzpflanzen angebaut wurden. Daneben zog Bossard im sogenannten Klostergarten am Kunsttempel Spalierobst und betrieb dort Imkerei. Auch andere Tiere waren auf dem Grundstück stets reichlich vertreten. Zudem sind Fotos erhalten geblieben, die Bossard bei der Buchweizenerte auf dem kleinen, heute Rasenfläche gewordenen Acker des Anwesens zeigen.

Seit dem Tode von Jutta Bossard-Krull 1995 widmet sich die im selben Jahr gegründete „Stiftung Kunststätte Johann und Jutta Bossard“, deren Träger u.a. der Landkreis Harburg, die Sparkasse Harburg-Buxtehude und das Freilichtmuseum Kiekeberg sind, dem Erhalt des Gesamtkunstwerkes. Nach einiger Zeit des Dornröschenschlafes wurde die Anlage im Jahr 2000 als Museum der Öffentlichkeit zugänglich. 2003 gründete sich der „Freundeskreis Kunststätte Bossard e.V.“, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die wissenschaftliche Erschließung des Kunstwerkes und die Restaurierung der Gebäude und Parkanlagen zu unterstützen.



Die Monolithenallee mit dem Grabstein der Bossards

Geöffnet ist die Kunststätte vom 13.3.–31.10., Di.–So. von 10–18 Uhr (zusätzlich Oster- u. Pfingstmontag) und vom 1.11.–30.12., Fr.–So. von 10–16 Uhr. Besucher aus

dem Raum Hannover erreichen sie am besten über die Autobahn 7 Abfahrt Ramelsloh. In Jesteburg ist das im Wald von Lüllau-Wiedenhof gelegene Anwesen gut ausgeschildert.

Adolf Ronnenberg

Wie wurden 1750 die Hausnummern vergeben?

Im Verbreitungsgebiet von „HEIMATLAND“ hört man im Gespräch mit Landwirten oft: „Früher hatte der größte Bauer im Dorf die Haus-Nr. 1“. Es folgten dann die anderen Meierhöfe, Kötner und Brinksitzer. Bis ins 19. Jahrhundert hinein waren Steuerlisten häufig nach diesem Schema gegliedert, zum Teil auch noch innerhalb einer sozialen Gruppe nach der Ackerfläche geordnet. Am Ende der Listen standen die Häuslinge – ohne Land – und Hausbesitz.

Selbst in der Kopfsteuerbeschreibung der Fürstentümer Calenberg-Göttingen und Grubenhagen von 1689 (ohne Grafschaften Hoya und Diepholz) waren die Hausstellen in 65% der Dörfer nach dem sozialen Status geordnet. Die Hausstellen im Ort waren noch nicht numerisch geordnet.

Dies erfolgte erst durch die 1750 gegründete Landschaftliche Brandkasse für Calenberg, Göttingen und Grubenhagen. Nach welchem System wurden die Brandkassen-Nummern, die späteren Haus-Nummern vergeben? Dies oblag der örtlichen Obrigkeit. Laut Adolf Hueg wurden die Nummern zum Teil „rein nach der Örtlichkeit“, aber überwiegend „nach Bauernklassen“ vergeben.

Um dies für Niedersachsen zu überprüfen, sah ich im Archiv der VGH die „Katasterkarten“ des Geschäftsbereichs aus den 1880er Jahren ein. Dieser umfasste im Wesentlichen



Versicherungsschild gültig von 1913 bis 1925

das heutige Niedersachsen, aber ohne die Gebiete Braunschweig, Oldenburg, Ostfriesland und die (hessische) Grafschaft Schaumburg. Die Dörfer im Fremdgebiet Schaumburg-Lippe wurden in den 1890er Jahren gezeichnet. Die heute zu Thüringen (Amt Ilfeld bei Nordhausen) und zu Schleswig-Holstein (Lauenburg) gehörenden Gebiete werden im Folgenden nicht berücksichtigt. Einige Karten sind verloren gegangen. Ausgewertet werden konnten die Karten von 3889 Ortschaften. Da zu einigen Ortschaften mehrere Karten gehören, mussten ca. 4000 Karten durchgesehen werden.

Die nach der erstmaligen Vergabe der Brandkassen-Nummern entstandenen Hausstellen, die sich teils zwischen älteren Häusern, teils außerhalb es alten Ortes ansiedelten, erhielten die nächste freie Nummer. Die Veränderungen seit 1750 sind auf

den Karten nicht extra gekennzeichnet. Sie sind aber aus etlichen Ortschroniken ersichtlich. Für die meisten Orte musste ich dies aber nach den gesammelten Erfahrungen abschätzen. Hierbei ist eine gewisse Fehlerquote nicht auszuschließen. In der Tendenz dürften die Aussagen aber zutreffen.

In 87 % der Orte war eine Reihenfolge rein nach der Örtlichkeit nicht zu erkennen. Zu den übrigen 13 % gehören fast alle Städte, einige Flecken und große Dörfer. In Orten mit 150 und mehr Häusern ist es einfach zweckmäßiger, die nebeneinanderliegenden Häuser fortlaufend zu nummerieren.

In neuen, meist einreihigen Moor- und Marschdörfern im Norden mit gleichem Rechts-Status der Siedler, wurden die Hausnummern an der Straße entlang fortlaufend vergeben, in der Marsch aber teilweise durch spätere Ansiedlungen unterbrochen. In einigen, schon älteren Rundlingen im Osten waren noch 1880 die Hausnummern strickt im oder entgegen dem Uhrzeigersinn vergeben und seit der Dorfgründung kaum erweitert worden.

In nur wenigen Straßendörfern beginnt die Zählung an einem Ortsende, geht auf dieser Straßenseite lang und kehrt auf der anderen zurück. Hierzu zählt Wiedensahl: der größte Hof (neben der Pfarre) hatte die Nr. 25; die Nr. 1 hatte nur ein kleines Haus mit Garten, kein Acker- oder Grünland.

In den meisten Dörfern sind mehrere Straßen vorhanden. In einigen von ihnen erfolgte die Zählung nach einem klaren Schema entlang den Straßen, insbesondere im Süden im Bereich Göttingen und Grubenhagen (heutige Landkreise Göttingen, Northeim und Osterode). Ausgangspunkt der Zählung ist zum Teil ein Gut oder anderer großer Hof in der Ortsmitte oder am Ortsrand, in den Kirchdörfern des Eichsfeldes immer die Kirche. In vielen Orten außerhalb des Eichsfeldes erhielten die Kirchen (und Küsterhäuser) zunächst keine Nummer, in einigen Orten war dies 1880 noch der Fall.

Zum Teil liegen Dorf (oder Flecken) und Gutsbezirk benachbart; dort ist also die Nr. 1 zweimal vergeben. In einzelnen Orten liegen an Privatwegen Häuser in 2. und 3. Reihe; dort schlängelt sich die Zählung auch an diesen Wegen entlang. In manchen Dörfern im Elbe-Bereich und in Südniedersachsen mit beidseitiger, teils aufgelockerter Bebauung erfolgt die Zählung entlang der Straße, wechselt aber oft die Straßenseite – ohne große Höfe bevorzugt zu zählen. In einzelnen Dörfern existiert der Hof Nr. 1 nicht mehr.

Wann vergab die örtliche Obrigkeit die Haus-Nummern nach dem sozialen Status, also nach der Hofgröße, und wann rein nach der Örtlichkeit? Das müsste Dorf für Dorf ermittelt werden. In Wiedensahl zum Beispiel wurden schon lange vor 1750 alle dörflichen Listen nach der örtlichen Reihenfolge erstellt. Eine neue Kötner- oder Brinksitzerstelle wurde zwischen den vorhandenen Stellen – vorgerückt auf den Dorfanger – errichtet und in der nächsten Liste an der entsprechenden Stelle eingereiht. Daher wurden auch die Listen für die Brandkasse nach diesem System erstellt.

Diese Ausführungen sollen eine Anregung sein für die Heimatforscher in den einzelnen Gruppen des Heimatbundes.

Der VGH, insbesondere dem Team um Frau Pinkernell, danke ich, dass ich im Archiv einige Tage arbeiten durfte!

Literatur: *Adolf Hueg: Dorf und Bauerntum. 1939. Adolf Ronnenberg: „Häuserliste Wiedensahl“ im „Niedersächsischen Online Archiv“ der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek. 2011. Bekanntmachung des Königlichen Ministeriums des Innern, die allgemeine Einführung fester Hausnummern betreffend. Hannover 1857. Herbert Mundhenke: Die Kopfsteuerbeschreibung der Fürstentümer Calenberg-Göttingen und Grubenhagen von 1689. Teil 1 bis 13. VGH: 250 Jahre Landschaftliche Brandkasse Hannover. 2000.*

Wilfried Otto

Hirten im Hannoverschen – ein agrarhistorischer Exkurs

Als noch Pferde und Schweine auf Weiden getrieben und gehütet wurden

Gibt es etwas Schöneres, als im Urlaub zu erleben, wie im Alpenraum die Bauern ihr Weidewieh mit dem Frühjahr auf die häufig noch extensiv bewirtschaftete Alm treiben, um es für einige Sommermonate dem Senn in Obhut zu geben? Gleichsam erhebend ist es, im Herbst die reichlich und bunt geschmückten Tiere unter Anteilnahme vieler interessierter Zuschauer dem heimatlichen Stall wieder entgegengtrotten zu sehen. Kleine, überschaubare Herden sind es zumeist, die Tiere haben noch Namen und offenbaren dem aufmerksamen Betrachter ihnen eigene Charaktereigenschaften. Einige unter den älteren Lesern mögen solches bis heran an die sechziger Jahre noch während ihrer Sommerfrische im Harz erlebt haben, wo der tägliche Weideaustrieb inzwischen auch Geschichte ist und der genossenschaftlich angestellte Hirte, wenn er nicht gestorben ist, schon seit vielen Jahre in Rente lebt.

Das sind Szenen, die man sich heute nicht mehr so recht vorstellen kann, wo in unserer Heimat die meist viehlosen Landwirte intensiven Ackerbau betreiben. Wenn sie doch noch Nutztiere halten, geschieht das zumeist als Massentierhaltung in der monotonen und abgeschotteten Umgebung von Großstallanlagen. Aber das alles war im Hannoverschen einmal ganz anders. Wie haben unsere Vorfahren ihr Vieh bis etwa 1840 in den Dörfern und Kleinstädten des damaligen Königreiches Hannover gehalten und versorgt?

In dieser kurzen agrarhistorisch-heimatkundlichen Betrachtung wollen wir zurückkehren in die Zeiten vor den Verkoppelungen und den Gemeinschaftsteilungen des neunzehnten Jahrhunderts, die das Land und die Bewirtschaftungsweise unserer Feldmarken völlig umstrukturierten und die Verhältnisse herbeiführten, wie wir sie bis heute vorfinden. Weit



Das Zeitalter der Romantik idealisierte das Hirtenleben: „In der Furt“, Eduard Schleich d. Ä., 1844

ausladende Allmenden (gemeinschaftlich genutzte Weideflächen) und Heideflächen wurden damals aufgeteilt und privatisiert, Äcker und Weiden wurden vermessen, zusammengelegt und durch neu angelegte Wegenetze individuell erschlossen. Nicht nur die gemeinsame Weide verschwand, Flurzwänge, aber auch Überfahrtsrechte konnten damit weitgehend aufgehoben werden. Fortan hielten die Landwirte ihre Tiere auf eingezäunten Privatflächen und ließen sie nicht mehr von Hirten, sondern vom gerade erfundenen Stacheldraht bewachen. Zur Intensivierung der Erträge wurde ab etwa 1850 auch vermehrt auf die ganzjährige Stallhaltung umgestellt, um mehr wertvollen Mist zur Düngung der Äcker zu sammeln.

Wie aber war es bis dahin, ohne dass es jemals spürbare Veränderungen gegeben hätte, viele Jahrhunderte hindurch insbesondere mit der sommerlichen Viehhaltung gewesen?

Auf wilden, unbebauten Heideflächen wuchsen Gras und Kraut, auch Früchte von Bäumen und Büschen boten dort nicht nur zahlreichem Wild sondern auch den verschiedenen Haustieren ausreichende Nahrungsgrundlagen. Die Leute trieben ihr Vieh nach einer für ihren Hof seit Jahrhunderten fest gesetzten Quote hinaus in den Wald, auf die Wiesen und auf jenes Land, das von der Gemeindeversammlung als Weide bestimmt worden war. Daneben diente noch das der Düngung bedürftige Brachfeld als Viehweide. Zum Abhüten der weiten Weideflächen hatten die Gemeinden mehrere Hirten eingestellt, die in eigens dafür errichteten und unterhaltenen Hirtenhäusern lebten. Sobald der Mai gekommen war, ging es mit dem Vieh hinaus ins Feld.

Dann zog am späten Nachmittag wieder der Pferdehirt (niederdeutsch: Päreheier) durchs Dorf, mit seiner Peitsche vernehmlich knallend. An seit alters her bestimmten Stellen blies er in sein Horn. Die Pferde kannten dieses Blasen und das Knallen, wieherten und begannen, nach einem oft langen Arbeitstag ungeduldig mit den Hufen zu scharren, bis man ihnen die Stalltür öffnete und sie endlich hinausließ.

Auf seinem Wege die Dorfstraße entlang versammelte der Pferdehirt immer mehr Pferde von den verschiedenen Höfen hinter sich. Hatte er sie alle beisammen, ging es zum Dorfe hinaus auf die Pferdeweide. Der Hirt hatte sich noch warm angezogen und auch genügend Proviant in seinem Rucksack, musste er doch bis zum nächsten Morgen draußen bei den Pferden ausharren. Nur wenn die Pferde in unmittelbarer Nähe des Dorfes weideten, wurden sie, nachdem sie sich vollgefressen hatten, gegen zehn Uhr abends wieder in den Stall zurückgetrieben. Besonders die Jungen gingen gern in der Dämmerung hinaus auf die Weide, um die Pferde zu beobachten und dem Hirten, der spannende Geschichten zu erzählen wusste, ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Morgens gegen zehn Uhr trieb der Päreheier die ihm über Nacht anvertrauten Tiere fertig gefüttert zurück in das Dorf. Hier wurden sie von den Bauern meist schon erwartet, damit sie für die Tagesarbeit aufgeschirrt werden konnten. Die Pferde wurden wieder bis zum späten Nachmittag eingespannt. So ging das täglich den ganzen Sommer und den Herbst hindurch, bis im Oktober nicht einmal mehr spärlicher Wiesenaufwuchs zu finden war und auf Winterstallfütterung mit Strohhäcksel, Heu und Bohnen umgestellt werden musste.

Sommertags, der Pferdehirt lagerte noch mit seinen Pflegebefohlenen auf der Weide, machte sich gegen vier Uhr morgens der Kuhhirte (niederdeutsch: Kauhheier) im Dorfe bemerkbar. Begleitet von einem Hühnehund schritt er durch die Gassen der Haufendörfer und gab mit seinem Horn bestimmte Signale. Daraufhin kamen von den einzelnen Höfen die Kühe herunter, um langsam zu einer ansehnlichen Herde anzuwachsen, die hinaus auf eine von der Gemeinde bestimmte bestimmte Rindviehweide getrieben wurde. Um für Nachwuchs zu sorgen, war es viele Jahrhunderte hindurch üblich gewesen, den Gemeindbullen gemeinsam mit der Kuhherde auszutreiben. In der Regel war es so, dass die reiheberechtigten Bauern dem Hirten für jede Kuh an mindestens einem Tag der Weidesaison „der Reihe nach“ einen Jungen zur Unterstützung mitzugeben hatten. Dieser Kleinknecht war beim Hüten und Zusammenhalten der Kuhherde behilflich. In allen Ortschaften Südniedersachsens weisen überkommene Flurbezeichnungen wie „Am Kuhteich“, „Rinderstall“, „Kuhlager“ oder „Pfungstanger“ auf die frühere Nutzung der Flächen als gemeinschaftliche Kuhweide hin.

Gemolken wurde des Mittags auf der Weide, wozu Gespanne hinausfahren. Hatte man nur ein oder zwei milchende Kühe in der Herde stehen, trugen die Melkerinnen die Milch an „Schannen“ (Tragehölzer, an denen gleich einer Waage die Eimer an Ketten hingen) heimwärts. Vor Erfindung und allgemeiner Verbreitung dieser praktischen Tragevorrichtung

legten die Frauen sich einen geflochtenen Strohkranz auf den Kopf, auf den sie dann die vollen Eimer stellten, um die Milch so heimzubalancieren. Abends wurden die Kühe dann rechtzeitig zum Melken wieder in den Stall zurückgetrieben. Beim Gang durchs Dorf schernten sie aus der Herde, sie fanden ihren heimischen Stall allein. Wenn die Witterung es zuließ, wurde bis Martini gehütet. Es waren gute Jahre, wenn man von der Regel „St. Gall mott de Kauh uppen Stall“ (16. Oktober) abweichen und so das

kostbare Winterfutter für die Zeit nach Martini aufsparen konnte. Als Entlohnung bekam der Kuhhirte einige Lebensmittel, die oft der Hütejunge mitbrachte, meist eine Kuh für den Eigenbedarf, ein wenig Geld und Unterkunft im Hirtenhause, soweit er nicht der unterbäuerlichen Schicht angehörte und ein eigenes Häuslein sein Eigen nennen durfte.

Eine weitere alltägliche Erscheinung in unseren Dörfern war viele Jahrhunderte hindurch der Schweinehirt (niederdeutsch: Swän). Er bekam einen geringen Lohn und war noch auf einen Nebenerwerb angewiesen, weshalb er oft für die Gemeinde auch als Nachtwächter oder Wildhüter tätig war. Nicht jeder gab sich zum Swän her, denn unter den Hirten genoss er ein mit Abstand geringeres Ansehen. Auch zu seiner Ausstattung gehörten ein Horn, eine Peitsche sowie ein Hund. Nicht eben leicht war es, die eigenwillige Schweineherde zu leiten. Der Schweinehund war darum zumeist ein couragierter, aber widerborstiger Teebe (Hund), der den Schweinen – anders als seine Kollegen, die den Rindern und den Schafen in die trockene Ferse griffen – mangels anderer Angriffspunkte in die Ohren zu beißen pflegte, um die Herde zusammenzuhalten.



Hirte mit Heidschnuckenherde in Wilsede, 30er Jahre

Morgens, so zwischen acht und neun Uhr, zog der Schweinehirt ab April mit seinen Pflegebefohlenen der Schweineweide entgegen, wo sie sich sattfressen und nach Herzenslust im Schlamm wälzen konnten. Wälder und abgerentete Stoppelfelder wurden ebenfalls gern aufgesucht. Üblich war es, die Schweine zur Endmast in die heimischen Eichenwälder zu treiben. Zur Vesperzeit lieferte der Hirt seine Schweine wieder auf den Höfen ab, damit er ggf. gegen Abend seinen Nachtwächterjob aufnehmen konnte. Flurnamen wie Schweinekuhle, Suhle oder Suhlfeld bezeichnen noch heute inzwischen drainierte Ackerstücke als frühere Schweineweide.

In einigen Dörfern unserer Heimat wurden Gänse gehalten, dort fand man dann gelegentlich auch noch den Gänsehirtin. Oft war das ein junger Mann, der sonst so recht zu nichts zu gebrauchen war. Dieser Gooseheier (niederdeutsch) trieb ab morgens um sechs seine kleine Herde bei lautem Geschnatter auf die Gänseweide, gegen Abend zog auch er mit der Gänseschar wieder zurück ins Dorf. Flurbezeichnungen wie „Gooserie“ verweisen darauf, dass hier irgendwann einmal bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein Gänse,

die bekanntlich eine Vorliebe für Gras haben, geweidet wurden. Das Geschäft des Goo-seheiers lief vom Frühjahr bis in den Herbst hinein. Waren erst einmal die Stoppelfelder abgegrast, nahte schon recht bald der erste Schlachtermin.

Eine herausragende Stellung unter den Gemeindegirten nahm der Schäfer ein, ihn konnte man sogar noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verbreitet mit seiner Herde antreffen. In manchen Orten gab es früher sogar mehrere Schäfer. Zu ihrer Ausrüstung gehörten ein Schäferkarren, der Krummstab und mindestens ein ausgebildeter Hütehund. Nur mit treuer Hilfe des Hundes konnte der Schäfer seine große Herde zusammenhalten und auf Wegen ohne Übertritte in anliegende Felder führen. Die Schäferhunde waren ständige Begleiter des Hirten und hatten ihren nächtlichen Liegeplatz direkt unter dem Schäferkarren, den der Schäfer als kleine Behausung an einem Seil mit sich zog. Bis etwa 1914 trugen die Schäfer stolz als eine Art Statussymbol ihre eigene Tracht, in der sie von den anderen Viehhirten leicht zu unterscheiden waren.

Die Schafe wurden die Wege entlang getrieben (Triften), um auf eigens ausgewiesenen Hüteplätzen in der Feldmark zu weiden. Besonders im südlichen Hannoverland waren das meist unfruchtbare Flächen, ungeeignet zum Ackerbau und als Mähwiesen. Nach der Ernte wurden auch die Stoppelfelder mit den Schafen abgehütet. Vom Schaf wird gesagt, es habe einen giftigen Zahn, jedoch einen goldene Klaue. Damit ist gemeint, dass der Schafmist sehr reich an Nährstoffen ist, folglich in Zeiten vor der Einführung mineralischer Düngung zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit sehr geschätzt wurde. Am Vormittag öffnete der Schäfer die Hürden und trieb seine Tiere bis zum Abend umher. Gegen Abend wurden die Schafe dann wieder in ihre Hürden verbracht, wo sie bis zum nächsten Morgen unter freiem Himmel lagerten. Die Bauern schlugen bei genos-

senschaftlichen Herden die Hürden täglich um, damit an jedem Tag ein anderes Stück Grund als Lagerplatz dienen und abgedüngt werden konnte. Allein von den Hunden wurden die eingehürdeten Schafe bewacht, wenn der Schäfer am frühen Abend zu seiner dörflichen Behausung zog, um mit seiner Familie eine Mahlzeit einzunehmen. Danach ging er stets wieder zur Herde zurück, kroch in seinen Schäferkarren, um darin zu übernachten. War im Spätherbst draußen kein Futter mehr zu finden, nahmen die Bauern ihre Schafe, die mit Kerbschnitten an den Ohren individuell gekennzeichnet waren, wieder auf die Höfe zurück, wo sie den Winter über in einem Tiefstall gehalten wurden.

Als Lohn erhielt auch der Schäfer nur sehr wenig „Bares“. Die Bauern erlaubten ihm, ca. 10 eigene Schafe in der Herde zu halten, und machten ihm meist noch ein Stück Land zu recht, das er für den Eigenbedarf bewirtschaftete. Seit alters her galten die Schäfer als klug und weise, gern suchten die Dörfler in allen möglichen Lebenslagen Rat bei ihnen. Besonders geschätzt war ihre Fachkunde bei Tiererkrankungen, wo sie dem Veterinär mit Ausnahme der Pferde oft ein erfolgreicher und preiswerter Vertreter waren. So verdienten sie sich ein weiteres Zubrot, unter den Hirten waren sie damit am Besten versorgt und am höchsten geachtet.

Inzwischen ist die Hirtenschar aus dem Alltag unserer Dörfer seit mehr als 150 Jahren unwiederbringlich verschwunden, und die Geschichte dieses Berufsstandes ist uns ein interessanter Hinweis darauf, was Strukturveränderungen in der Landwirtschaft, die hier durch Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen eingeleitet wurden, schon im neunzehnten Jahrhundert für die Menschen und deren Umwelt auf dem Lande bewirken konnten. Als letzte Überreste der früheren Hirtentätigkeiten im Südniedersächsischen sind allein einschlägige Flurnamen erhalten, die aber zumeist ohne Kenntnis ihrer Bedeutung nur noch als leere Formel geläufig sind.